

Die 1. Leseprobe des Teil 5 aus Flammenspiel (AUSZUG)
Voraussichtliche Veröffentlichung im Herbst 2017
(alle Rechte vorbehalten – die Autorin Martina Malenke)

Anmerkungen

Diese Geschichte ist rein fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit lebenden, toten oder namensgleichen Personen ist von der Autorin nicht beabsichtigt. Geschehnisse und Begebenheiten sind der Geschichte angepasst. Sie stellt ferner weder die persönliche, politische oder sexuelle Haltung der Autorin dar, sondern sie soll lediglich unterhalten.

Das Buch: Flammenspiel – Arbeitstitel Schattenwelt

Mit jeder Menge Hoffnung und einem Quäntchen Glück passt Lorenz Keutz Cynthia am Bahnhof Zoologischer Garten in Berlin ab. Um einer Verhaftung zu entgehen, ergreift sie die Chance zur Flucht, doch es ist nicht so, wie es scheint - es ist viel schlimmer. Denn plötzlich steckt sie in einer Verschwörung unbekanntem Ausmaßes und Lorenz Keutz ahnt nicht, welchen Preis er für Cynthias Hilfe zahlen muss.

Zwischenzeitlich steht Bernhard Roth, Ex-Vizepräsident des BKA, vor einem ganz anderen Problem: Als Vater von Tamaris gerät er zwischen die Fronten und stellt eine nicht zu unterschätzende Gefahr dar - für das Glück seiner Tochter, aber auch für andere und wofür er sich auch entscheidet - er wird die falsche Wahl treffen.

Gelingt es ihm, den Giftanschlag auf den Bundespräsidenten aufzudecken und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen? Oder wird er ein weiteres Opfer?

»Schattenwelt« ist der letzte (Haupt-)Teil der Thriller-Reihe »Flammenspiel«

ZITAT

Wer Gefahren wagt, ohne zu bedenken, wie groß sie sind, ist lediglich ein dummes Tier; tapfer ist nur, wer die Gefahr kennt und sie aus der Not oder achtbarem

Grund trotzdem auf sich nimmt.

-Francesco Guicciardini-

Prolog der Nacht

Um ihn herum war es dunkel, aber nicht still. Dinges heulten irgendwo und Getier tanzte nahe dem Lagerfeuer, das ihn nur von außen wärmte. Er bemühte sich, nicht jedem Knacken und Knistern der Scheite zusammenzuzucken oder sich umzudrehen.

In einer weißen vollen Scheibe thronte der Nachtwächter hoch oben am Himmel und ließ alles um ihn herum in einem grauen Schimmer erstrahlen.

Er hob den Arm und der Handstumpf verdeckte den Vollmond, das vorbeischeinende Licht bildete drum herum eine Korona.

Liebend gern hätte er die Hand zur Faust geballt, doch es gab nichts mehr, das er ballen konnte. Er wandte sich nicht um, als ihre Stimme ertönte, sanft und dennoch bestimmend.

»Du solltest schlafen, denn ab morgen früh wird es anstrengend.«

Er nickte, kehrte einen Augenblick in sich.

»Habe ich die richtige Entscheidung getroffen?«

Er sah zu ihr, während sie um das Feuer herumtrat und sich setzte. Einen Scheit Holz nachlegte. Im lodernden Schein der Flammen leuchteten ihre Augen in einem eiskalten Schimmer. Als die junge Frau ihm eine Antwort schuldig blieb, rauschte eine Gänsehaut seinen Körper entlang.

10.08.2013 - Sydney - 06.20 Uhr - Ein unverhofftes Wiedersehen

Es war riskant, sich im Flughafengebäude aufzuhalten. Den Kopf hielt er gesenkt, um nicht von den Kameras erfasst zu werden. Sein Blick wanderte dennoch unablässig zwischen den Personen, die ankamen, hin und her, taxierte sie eingehend.

Eine Stunde hatte er sich zugestanden und diese war fast vorbei.

Irrsinn, dachte er. *Warum sollte sie ausgerechnet heute am Flughafen sein?* Eine bessere Idee war ihm nicht in den Sinn gekommen, als er versuchte, ein

Suchmuster festzulegen.

Sein Herz setzte einen Schlag aus, um gleich darauf wie innere Erdbeben weiter zu schlagen, denn sein Vaterinstinkt reagierte schneller als seine Augen.

Die Frau stand mit dem Rücken zu ihm und doch - sie hatte die gleiche Größe und Gestalt; ihren Gang erkannte er auch. Die Haare waren kürzer, besaßen aber den unverkennbaren auberginefarbenen Schimmer im Sonnenlicht. Der Mann, neben ihr, lief in einem leicht schwankenden Gang, so als wäre ein Bein ein klein wenig kürzer als das andere. Ein unglaubliches Kribbeln durchzog ihn. Den Gang kannte er, doch zu oft hatte er Enttäuschungen erlebt. Weil sich die Frau zu dem Kleinkind an ihrer Hand hinunter beugte, sah er ihr Gesicht im Profil.

Es gab keinen Zweifel mehr - sie war es.

Bevor er es zurückhalten konnte, rief er. »Tamaris?«

Die beiden Personen erstarrten mitten in der Bewegung, während er mit immer schneller werdenden Schritten auf sie zulief.

»Tamaris!« Tränen traten ihm in die Augen und seine Stimme bebte bei jedem Wort. »Bist du es wirklich?«

»Paps! Oh, Paps!«

Er umrundete sie ganz und wollte sie fest an sich drücken, sah im letzten Moment, dass sie ein weiteres Kind an der Hand hielt.

»Wer ist das?«, fragte der Junge - auf Deutsch, und drückte sich an ihr Bein.

»Euer Großvater - Opa Bernhard. Benjamin und Jessica.«

Seine Tränen flossen in Strömen.

»Nimm die Kinder«, zischte der Mann neben ihr. »Miete dir einen Wagen und komm mir nicht nach.«

Seine Wiedersehensfreude war mit der Eiseskälte, die der Mann in seine leise Stimme legte, verschwunden.

Sie sah ihn flehend an. »Bitte! Nein!«

»Stelle mich nicht infrage!«, knurrte er an sie gerichtet, während sein Blick auf ihn lag. »Wenn Sie einen Aufstand machen ...«

Der Rest musste nicht ausgesprochen werden.

Bernhards Stimme zitterte wie Espenlaub.

»Sind das wirklich meine Enkel?«

»Bitte!«, flehte Tamaris, halb tränenerstickt, halb panisch. Sie nickte auf seine Frage. Ihm wurde warm ums Herz.

»Keine Szene, Tara! Nimm die Kinder und fahr!«

Bernhard spürte, dass die Sache immer gefährlicher wurde, denn der Mann sah sich mit einer kurzen Augenbewegung um, schätzte die ein oder andere Möglichkeit ab.

»Bitte mein Liebes, gehorche ihm«, ergab sich Bernhard in sein Schicksal und erntete einen verblüfften Gesichtsausdruck, der schnell wieder einer kontrollierten Miene wich, gleichzeitig schoss die Hand des Mannes vor.

Der Griff um seinen Oberarm war schmerzhaft. Bernhard verzog das Gesicht, gleichzeitig wusste er, dass er daraus nicht entkommen konnte.

»Wir werden uns unterhalten!«, sagte der Mann und zerrte ihn von seiner Tochter weg. Bernhard zwang sich, nicht zurückzublicken, denn er wollte die Wiedersehensfreude in ihren Augen nicht mit dem Bild des Schreckens tauschen, da die Worte nicht so klangen, als wenn es eine lange Unterhaltung werden würde.

»Meine Tochter trägt einen Ring, dann bin ich wohl dein Schwiegervater - ich heiße Bernhard«, sagte er auf dem Weg nach draußen.

»Lassen wir die Formalitäten.«

»Ich würde gern wissen, wer mein Schwiegersohn ist«, bat Bernhard und erntete sekundenlanges Schweigen.

»Oliver. Oliver Davenport.«

Sie traten aus dem Flughafengebäude und liefen schnurstracks auf einen Van zu. Oliver öffnete ihn mit der Fernbedienung.

»Einsteigen und auf den anderen Sitz!«, forderte er und schob ihn an die Fahrertür. Bernhard öffnete die Tür und kraxelte ungelentk auf den Beifahrersitz. Er erstarrte, als Oliver eine Waffe, eine Glock 17 - schussbereit und mit Finger am Abzug, auf ihn richtete. Von wo er diese so schnell herzaubern konnte, war ihm schleierhaft.

»Wie hast du uns gefunden?«, fragte Oliver und startete mit der freien Hand den Wagen.

»Lorenz Keutz«, stammelte Bernhard. »Lorenz Keutz hat mir verraten, dass er

Tamaris nach Sydney schickte und sie einen Pass mit dem Namen Frederike Stadler benutzen sollte.«

»Lorenz?«

Er hatte den Mann am Haken und er durfte ihn nicht wieder hergeben.

»Mach das Fach auf! Aber keine hastigen Bewegungen«, forderte Oliver und deutete mit einer kontrollierten Bewegung der Waffe auf das Handschuhfach.

Bernhard folgte der Anweisung.

»Und dann Hände hinter die Lehne!«

Bernhard wollte protestieren, sah aber ein, dass es angesichts der Waffe ein aussichtsloses Unterfangen wäre. Er nahm den Kabelbinder heraus und legte die Hände nach hinten und zog, soweit es ging, die billige, jedoch effektive Fessel fest. Oliver legte die Waffe auf seinem Oberschenkel ab, griff an ihm vorbei und schnallte ihn an. Gleich darauf prüfte er die Fessel und zog selbst noch etwas nach.

»Ein Versuch ist sinnlos«, sagte Oliver und fuhr vom Parkplatz.

»Ich denke, dass ich das begriffen habe. Gestatte mir eine Frage.«

Oliver blickte ihn mit einem Seitenblick an und nickte kurz.

»Ist Tamaris glücklich?«

Die Antwort ließ auf sich warten, weil es im Unterton mit dem Zusatz *mit dir* formuliert war.

»Ja.«

Bernhard schloss die Augen und lächelte.

»Das war doch die Antwort, die du hören wolltest.«

»Ich hatte die Antwort bereits.«

»Es waren die Kinder, die uns verraten haben - nicht wahr?«

»Ja.«

»Du kennst deine Tochter nicht so gut, wie du glaubst.«

Bernhard presste die Lippen zusammen und überlegte einen Augenblick, ehe er antwortete.

»In dem Punkt hast du leider recht, Oliver, denn wenn ich es gewusst hätte, dann hätte ich die Beziehung zwischen euch verhindert.«

»Du hast nicht einmal ihren Weggang verhindert, wie hättest du da unsere

Hochzeit verhindern können. Außerdem war es weder deine noch meine Entscheidung.

»Warum hast du sie nicht davon abgehalten, Oliver?«

»Sie hat sich mir widersetzt.« Er brach ab und begann erneut. »Ich habe ihr gezeigt, wie gefährlich ich sein kann und ihr zu verstehen gegeben, dass sie nicht nach mir suchen soll, aber anscheinend hat sie in Lorenz einen guten Verbündeten gefunden.«

»Schiebe nicht die Schuld auf ihn.«

»Biologisch magst du mein Schwiegervater sein, wir kennen uns aber nicht. Letztlich ist deine Tochter eine von vielen Menschen, die jedes Jahr verschwinden und nie wieder auftauchen. Und nun gehörst du auch zu jenen.«

Bernhard holte tief Luft, denn er wusste, dass sein Todesurteil gesprochen worden war. Ein As versteckte er noch im Ärmel und er musste diesen Trumpf nutzen.

»Erst durch die Informationen von Lorenz habe ich sie gefunden und er hat sie mir nicht leichtfertig gegeben.«

»Dieser miese Verräter!«, spuckte Oliver.

»Er mag in deinen Augen ein Verräter sein, aber er hat mich davon überzeugt, dass ihr den Bundespräsidenten nicht vergiftet habt.«

»Vergiftet?«, fuhr Oliver auf und sah ihn sekundenlang an.

»Sieh auf die Straße, sonst bringst du uns beide um! Du warst an der Entführung des Bundespräsidenten beteiligt. Dein Gang hat dich verraten.«

Bernhard sah, wie Oliver die Zähne aufeinander schlug und die Lippen zusammenpresste.

»Hast du den Bundespräsidenten erschossen?«, bohrte er nach.

»Du erwartest doch nicht wirklich eine Antwort darauf«, entgegnete Oliver mit unterdrücktem Prusten.

»Nein.«

Soweit wie es ihm möglich war, wandte er sich zu Oliver um.

»Lorenz ist der felsenfesten Überzeugung, dass jemand den Bundespräsidenten vergiftet hat. Er kann es nicht beweisen und wenn ihr ihm eure Erkenntnisse, die ihr durch die Entführung gewonnen habt, mitteilt, kann er denjenigen finden.«

Oliver zuckte mit den Achseln.

»Durch Cynthia Bückner und leugne nicht, sie nicht zu kennen, wirst du sicherlich mit dem Namen Joseph Krieger etwas anfangen können. Man hat ihn durch eine Autobombe getötet und Lorenz hätte neben ihm gesessen. Jemand will die Sache vertuschen.«

»Was geht mich euer Kleinkrieg an?«

»Weil man euch in diesem Kleinkrieg zum Sündenbock macht. Lorenz will Cynthia in Berlin abfangen, wenn sie ihren Ehemann auf dem Friedhof besucht. Sie ist doch nach Berlin ... oder? Wenn jemand es schafft, den Leiter der Sicherungsgruppe durch einen Anschlag zu töten, und Lorenz ebenfalls ein Opfer werden sollte, dann steckt mehr dahinter und er in Schwierigkeiten - in riesengroßen Schwierigkeiten und wenn er auf Cynthia trifft ...«

»... stecken sie beide in Klemme.«, beendete Oliver den Satz grimmig.

Bernhard nickte. »Er hat mir die Informationen zu meiner Tochter erst gegeben, als er den Entschluss fasste unterzutauchen, um so auf Cynthia zu warten. Ich hoffe, dass sie ihn nicht erwischt haben.« Seine Stimme wurde eindringlicher, als er sich weiter zu Oliver beugte und sagte. »Versteht du? Jemand, der den Bundespräsidenten vergiften und den Leiter der Sicherungsgruppe umlegen kann, besitzt Ressourcen, die weit über ein paar Waffenkäufen liegen.«

Er bekam keine Antwort, stattdessen drückte ihn Oliver zurück und bog ab. Nach Minuten änderte sich der Straßenbelag - wurde zu einem unbefestigten Sandweg, der wiederum in eine Staubpiste überging. Bernhard wusste, dass sein Ende nahte.

Der Wagen stoppte und Oliver griff in die Seitenablage der Tür und zog ein Messer heraus, durchtrennte die Fessel.

»Aussteigen und keinen falschen Übermut!«

Bernhard stieg aus und sah nichts anderes als freies Land - in jede Richtung. Eine Flucht war sinn- wie aussichtslos, weil er niemals schneller als eine Kugel sprinten konnte. Die Luft, die er tief in die Lunge sog, schmeckte staubig und doch kam sie ihm wie die frischeste Frühlingsluft, vor.

»Gehen wir ein paar Schritte.«

Er schob ihn vorwärts.

Sie waren ungefähr zwanzig eher fünfundzwanzig Meter vom Wagen weg, als Olivers Stimme ertönte.

»Mist!«

Bernhard drehte sich um, und sah einen Wagen auf sie zu rasen.

»Tamaris?«

»Natürlich.«

Eigentlich befürchtete Bernhard, dass Oliver ihn postwendend erschoss. Der Wagen kam mit einer Vollbremsung zum Stehen und Oliver schüttelte sich den Staub aus den Haaren, als die Wolke von der Brise verweht wurde.

»Er ist mein Vater, Oliver! Und der Großvater deiner Kinder«, kreischte Tamaris, nachdem sie die Wagentür zugeworfen hatte.

»Sie hat recht. Die Kinder müssen das nicht sehen«, sagte er und sah zum Wagen zurück.

»Nein, bitte nicht, Oliver. Er ist mein Vater! Die Kinder sollen so etwas nicht sehen.«

Ohne den Blick auf ihn zu richten, sagte Oliver.

»Bring die Kinder weg, pack ein paar Sachen ein und komm zum Gelände.«

»Nicht, wenn du meinen Vater tötest!«

Er wandte Bernhard zu. »Wie es aussieht, haben sie dir gerade das Leben gerettet«, quetschte er heraus. »Ich nehme die kleine Maschine mit ihm. Wenn er Schwierigkeiten macht, dann ...«

Bernhard verstand die Drohung, und der Blick seiner Tochter verriet ihm, dass er sich tunlichst an die Anweisungen halten sollte. Seine Tochter seufzte erleichtert.

»Zurück zum Wagen!«, befahl Oliver.

Als sie saßen, wandte sich er sich ihm direkt zu.

»Ich werde dich nicht fesseln. Solltest du aber meine Handlungen behindern, werde ich dich töten. Und egal, was mit mir danach passiert, deine Tochter und die Kinder werden die Konsequenzen tragen müssen.«

Schwer lag der Stein in seinem Magen, als er nickte.

»Ab sofort hältst du den Mund - keinen Ton - nicht einmal ein Piep will ich hören.«

Bernhard nickte erneut und presste überdeutlich die Lippen aufeinander.

Sie fuhren zum Flughafen zurück und passierten eine Einfahrt, die, wie Bernhard vermutete, für Kunden, die eigene Maschinen besaßen, reserviert war. Oliver hielt einen kurzen Plausch mit dem Wachposten, füllte hastig ein hereingereichtes Formular aus und fuhr zu einem Hangar.

In dem Privatjet folgte Bernhard dem Befehl, sich in einen der Sitze zu setzen, während Oliver den Erste-Hilfe-Koffer hervorholte.

Schweigend sah er zu, wie sein Schwiegersohn eine Spritze vorbereitete.

»Was ist das?«, fragte er, da sie nun allein waren und er niemanden mehr auf seine prekäre Situation aufmerksam machen konnte.

»Streck den Arm aus!«

»Bringst du mich jetzt um?«

»Das hätte ich schon vor zwei Stunden tun können und glaube nicht, dass ich es nicht auch vor deiner Tochter oder den Kindern getan hätte. Das hier ist eine Einschlafhilfe.«

»Sehr höflich ausgedrückt«, witzelte Bernhard angespannt und unwillkürlich versteifte sich sein Körper, als er den Arm ausstreckte.

»Also gut, bessere Beschreibung für Sicherheitsmaßnahme.«

»Werde ich Tamaris wiedersehen?«

Sie blickten einander in die Augen und für Sekunden stand die Zeit still.

Oliver nickte und stach ihm die Nadel in den Handrücken.

Mit der Gewissheit, dass ihn sein Schwiegersohn ohne mit der Wimper zu zucken anlog, löschte sich sein Bewusstsein aus.

10.08.2013 - Berlin - 22.25 Uhr - Ein unwahrscheinliches Wiedersehen

Vor zwölf Monaten und acht Tagen hatte ich mich zur Witwe gemacht und vor dieser Tatsache konnte ich mich selbst in der Abgeschiedenheit einer einsamen Berghütte in Panama, nicht verstecken. Der perfekte Ort und Gelegenheit, um mich in Schmerz und Selbstmitleid zu suhlen. Tagein tagaus stellte ich mir die Frage, ob ich meinen Ehemann in einem Akt der Gnade tötete oder ob die eiskalte Killerin in jenem Moment die Kontrolle übernahm.

Ronny war gefoltert worden und so schwer verletzt, dass er auch ohne mein Zutun gestorben wäre. Ich hatte lediglich sein Leiden verkürzt. Ein Gedanke, der einen untauglichen Versuch von geistiger Aufrichtung darstellte und meine Fragen nicht beantwortete. Marvin, seines Zeichens Psychologe, konnte sie ebenso wenig geben. Seine Motivation, mich nach einem halben Jahr in der Isolation zu besuchen, war auf meine Rückkehr in die Zivilisation ausgelegt. Ohne mich flog er wieder ab.

Je näher Ronnys Todestag rückte, desto bewusster wurde mir, dass ich mich in ein Schneckenhaus zurückzog. Den Rest meines Lebens konnte ich ohnehin nicht hier verbringen. Zudem hatte ich mich von Ronny weder würdevoll noch angemessen verabschiedet. Diese letzte Ehre durfte ich ihm nicht verwehren und eine Antwort lag hinter einer Nebelwand in meinem Inneren verborgen.

Ich wollte nach Berlin, auch auf die Gefahr hin, dass ich, wenn ich dort ankam, sofort meine Entscheidung bereute.

Mein altes Gesicht zierte jedes Fahndungsplakat, da ich beschuldigt wurde den Bundespräsidenten getötet zu haben. Ein Punkt, wo ich tatsächlich unschuldig war. Was ich nicht leugnen konnte, war meine Beteiligung an seiner Entführung und Ermordung und ich war die Einzige, die sie mit Namen und Gesicht identifizieren konnten.

Ob Panama mit Deutschland ein Auslieferungsabkommen besaß, wusste ich nicht. Im Prinzip war es egal, denn, wenn sie mich aufgespürt hätten, würden sie mich - in welcher Form auch immer - außer Landes schaffen, und wenn sie mich in einen Koffer stopften, ihn mit einer Briefmarke versehen und per Luftpost verschickten.

Mit kalter Berechnung hatte ich mein Aussehen in eine Asiatin mit europäischem Anteil verändert. Die dünnen Operationsnarben waren gut verheilt und nur ein anderer plastischer Chirurg hätte die Veränderungen erkennen können - meiner Meinung nach.

Als ich auf unserem Gelände, knapp vierhundert Kilometer von Moskau entfernt, ankam, wurde ich mit Begeisterungstürmen empfangen, die schnell abebbten, da ich mich für meine akribischen Reisevorbereitungen zurückzog.

Ich wusste, wo Ronny bestattet worden war, denn Lorenz Keutz hatte sich um seine Beisetzung gekümmert und über eine Zeitungsanzeige den Ort verraten.

Anhand des Vorfalls mit Kevin, der Jahre zuvor starb, war bekannt, dass er wie ein Hund um das Leben seiner Jungs - seines GSG-Teams - betteln würde.

Im Zuge des Rückzugsbefehls wurde die Überwachungstechnik aus seinem Haus entfernt und es gab niemanden von uns, den er in Deutschland finden konnte. Außerdem wäre es vermessen gewesen, zu glauben, dass er seine Informationen unter dem Eindruck eines Präsidentenmordes zurückhalten würde und er, als lebender Sündenbock, der solch ein Verbrechen zugelassen hatte, war, sofern seine Verbindungen zu mir öffentlich wurde, weit mehr wert.

Meine Nachfrage, wie das Jahr für ihn verlaufen war, konnte oder besser wollte mir keiner beantworten. Die Peilsender, der eine in der Armbanduhr und der andere in seiner Pobacke, funktionierten nicht mehr - und mehr wollte ich für meine Reiseplanung nicht wissen.

Deutschland war verbotenes Gebiet und da ich davon ausging, dass Lorenz und ich auf verschiedenen Seiten standen, strich ich Flughäfen aus meiner Route. Bahnhöfe würden mit Sicherheit überwacht werden. Ein Risiko, das ich einging, weil die Aussicht auf einen Fußmarsch in der Größenordnung alles andere als erquickend war.

Die Gefahr einer Verhaftung war extrem hoch und der Zeitpunkt, ein Jahr danach, war mehr als vorhersehbar, garantiert war der Tag rot im Kalender angestrichen. Daher hatte ich beschlossen, jede Eventualität einzuplanen und eine zusätzliche Woche verstreichen zu lassen, da ich darauf spekulierte, dass sie unaufmerksamer werden würden. Wartezeit konnte zermürbend langweilig sein und das wollte ich mir zu Nutze machen. Ich hatte mir eine bescheidene Tarnung, die einer Kurzurlauberin, zurechtgelegt und plante einen Aufenthalt von maximal einem halben Tag. Die Reise an sich würde viel länger dauern.

Bereits seit sechsundzwanzig Stunden war ich nun schon unterwegs.

Der Zuglautsprecher, der wie eine altmodische Schallplatte knackte, verzerrte die Stimme zu einem Schnarren. Sie verkündete den nächsten Halt - *Zoologischer Garten* - meine Endhaltestelle.

Ich spielte mit meinem rechten Ohrring und sah aus dem Fenster, heuchelte, dass ich gedankenverloren hinaus starrte, in Wahrheit ging ich jeden einzelnen Punkt

einer Flucht durch.

Meine Ohrringe fühlten sich auch im Hochsommer sonderbar kalt an. Es waren Ohrstecker, die ich aus dem Gold von Ronnys Ehering in eine Blüte formen ließ und in der Mitte war jeweils ein Diamant eingefasst. Jene Steine, die mir Alex schenkte. Er hatte mit einer gewissen Gnadenlosigkeit den Bundespräsidenten getötet und sich mit den ausgelobten Diamanten bezahlen lassen. Sein damaliges Handeln stellte sicher, dass Patrick Lehmann keinen von uns ins Gefängnis bringen konnte.

Meine Reise verlief bisher problemlos. In unregelmäßigen Abständen hatte ich das Transportmittel gewechselt und mir den Zug für den letzten Abschnitt aufgespart. Ich stand vom Sitz auf und richtete die dünne Stoffhose, die ich trug, warf mir den Sommermantel über den Arm, hakte meine Tasche in die Ellenbogenbeuge und begab mich zur Tür.

Das alltägliche Pendlerchaos wollte ich umgehen und deshalb hatte ich meine Ankunft in die Abendstunden gelegt. Bei der Vielzahl an Nachtschwärmer war es so gut wie unmöglich, mich im Auge zu behalten, Beschattungen herauszufiltern, war zugegebenermaßen genauso schwierig, wenngleich nicht unmöglich.

Die Bahn hielt und ich stieg im Strom der Masse aus, weder als Erste noch als Letzte. Die uniforme Masse an Körpern schob sich über die Rolltreppe nach unten. An mir und den Mitreisenden drängelten sich unzählige Personen vorbei, die einen anderen Zug erreichen mussten oder warum auch immer unter Zeitdruck standen.

Bahnhof Zoologischer Garten oder *Bahnhof Zoo* wie er liebevoll von den Ortsansässigen genannt wurde, war ein Umschlagplatz an kreuzendem Gewusel, aber auch ein Drehkreuz für Abgründe.

Ich nahm nicht den Hauptausgang, sondern ging zu einem der Seitenausgänge. Dort würde ein Überwachungsteam rasch zu entlarven sein, denn entweder passten sie nicht zu den Randgestalten, weil sie viel zu sauber und zu gut gekleidet waren oder sie würden durch hervorgerufenes Misstrauen, weil erst seit Kurzem anwesend, auffallen. Ein nahezu perfektes Alarmsystem.

Als ich hinaustrat, verstärkte das Bahnhofsgebäude die einsetzende Dunkelheit. Sie war wie ein Deckmantel, und zwar einer, der mir vertraut und trotz allem

fremdartig war. Meine Anspannung verfestigte sich in jeder Muskelzelle. Jeder Schritt konnte der letzte in Freiheit sein, denn das Verlassen des Gebäudes war einer der bestmöglichen Zugriffspunkte - getrennt von Unbeteiligten, leicht zu identifizieren und wenige Flucht- oder Verteidigungsmöglichkeiten. Ich trug keine Waffe, weil ein mögliches Erkennen durch Passanten Aufmerksamkeit erregen würde und jede Form davon wollte ich vermeiden. Wenn ich eine brauchte, so könnte ich sie mir ganz leicht und einfach hier in Berlin besorgen, nur plante ich nicht, so lange zu bleiben.

»Schätzchen, bist wohl falsch abgebogen?«, lallte es mir einige Schritte voraus und aus der linken Ecke entgegen, doch da war ich schon vier Schritte von der rettenden Tür weg.

Ohne Hast ging ich weiter, weil ich weder auf Streit noch auf eine andere Form der Konfrontation aus war und der Mann war kein Polizist, sondern ein betrunkenen Obdachloser. Ein anderer Stadtstreicher kam torkelnd auf mich zu und drängte den Mann, der mich angesprochen hatte, zur Seite - versperrte mir den Weg. Die Gestalt stank schon aus zwei Metern Entfernung nach Urin und Alkohol.

Die Sachen waren verschlissen und dreckig - ein Nichts - Treibgut am untersten Ende der Nahrungskette. Was für ein gefundenes Fressen ich für solche Leute doch war, da ich mit eins-fünfundsechzig und knapp fünfundfünfzig Kilogramm relativ klein und von zierlicher Gestalt war. Bestimmt glaubte er, dass ich Bargeld in der Tasche hatte oder er könnte mir den Schmuck rauben, den er gegen billigen Fusel eintauschen würde.

Er kam näher und etwas irritierte mich an dem Mann - etwas Subtiles - es war nicht greifbar. Sein Gesicht wurde von einem ungepflegten Bart umrahmt, der seit Monaten nicht gestutzt wurde. Die Haare waren zerzaust, hingen in schmierigen Strähnen hinunter und besaßen einen hohen Grauanteil. Einzig die Augen des Mannes widersprachen dem Aussehen. Sie glitzerten wachsam, waren fokussiert und fest auf mich gerichtet. Das glasig verwirrte Schimmern von Alkohol oder Drogen konnte ich nicht erkennen, sondern ein klares Leuchten und Erleichterung.

Wie ein Blitz traf es mich - vor mir stand Lorenz Keutz.

Meine Alarmglocken schrillten wie verrückt, nur schaffte ich kaum einen klaren

Gedanken, geschweige eine Bewegung. Er rempelte mich an und ich spürte zwei Gegenstände in meine Manteltasche gleiten - nicht schwer, nicht groß. Ein Mobiltelefon? Auseinandergenommen?

»Geh nicht zum Friedhof«, wisperte er. »Cynthia. Geh nicht hin.«

Er hob seine Stimme und fuhr so laut auf, dass ich zusammenzuckte.

»Willste mir ein paar Euros geben, Schätzchen?«

Zusätzlich schubste er mich härter an und löste damit meine Schocklähmung.

»Lass mich in Ruhe, Penner!«, zischte ich selbstbewusst und machte auf dem Absatz kehrt.

Mit schnellen und ausgreifenden Schritten suchte ich mein Heil in der Flucht. Sofort war ich in die nächste Querstraße gelaufen und huschte in die abbiegende Gasse. Ein paar Schritte später stoppte ich. Er hatte mich dazu gebracht, mich kopflos in eine Flucht zu stürzen - vielleicht genau in die Arme seines Teams, das mich verhaften würde. Hastig sah ich mich um - die Gasse war menschenleer.

Zwei Mal stieß ich prustend die Luft aus und zwang mich zum Nachdenken. Als erstes musste ich Abstand zu ihm und dem Bahnhof gewinnen und ich hoffte, dass mein geistiger Stadtplan noch aktuell war. Rasch lief ich weiter und suchte an der nächstbesten Stelle nach einem Taxi. Es hatte die Nummer 2037. Ich ließ mich sieben Straßen weiter absetzen und bog um die Ecke, zählte zwei Laternen ab und suchte an der nächsten Kreuzung erneut nach einem Taxi. Der Fahrer brachte mich zum Alexanderplatz, wo ich eine ausreichende Menschenmenge zum Untertauchen vermutete.

Inmitten dieser Masse schlenderte ich mit geschärftem Blick zur ankommenden Straßenbahn und fuhr nur eine Station, da mich gleich drei Kameras erfassten. Erneut suchte ich nach einem Taxi und ließ mich zwanzig Minuten umherkutschieren. Beständig schwenkte ich meinen Kopf von rechts nach links und zurück. Erleichtert atmete ich auf, da ich keine Verfolger entdeckte.

Doch wie konnte mich Lorenz erkennen? Bohrender war die Frage, warum er mich vor dem Friedhof warnte, anstatt mich auf der Stelle zu verhaften. Ich fand keine Antwort und bisher ignorierte ich die Sachen in meiner Manteltasche. Jetzt befühlte ich die Gegenstände. Wie ich es vermutete - ein Handy, denn ich konnte die Tasten

spüren und das Flache, war vermutlich der Akku. Eine innere Stimme drängte mich zur Flucht, und zwar in der Form, dass ich so schnell ich konnte, das Land verlassen sollte.

Lorenz Keutz war Einsatzleiter bei der GSG und doch war das Zusammentreffen vor anderthalb Stunden alles andere als eine Verhaftung gewesen. Meine Finger zuckten von der Manteltasche weg, als versuchte, sich das Telefon durch den Stoff zu brennen.

Nein, darauf sollte ich besser nicht reagieren. Ich ließ mich vom Taxifahrer absetzen und suchte in der angrenzenden Straße nach einer Unterschlupfmöglichkeit - einem Hotel oder Pension.

Das Gebäude, an dem das Schild für Unterkünfte hing, sah unauffällig aus, jedoch waren die Fenster zur Straßenfront und somit einsehbar - nicht ideal, aber zumindest ein Ort, wo ich meine Gedanken ordnen konnte. Ohne, dass ich das Zimmer vorher in Augenschein nahm, bezahlte ich es für zwei Tage. Die alte Dame am Empfang deutete mit der Hand in den Gang, der im rechten Winkel vom Tresen abging und während ich ihn nach möglichen Hindernisse absuchte, legte sie den Schlüssel auf das Pult und schnatterte wie eine Ente weiter. Ich hörte nicht zu - das Zimmer lag im Erdgeschoss und es gab keine Barrikaden. Einerseits ermöglichte es zwei kurze und schnelle Fluchtwege, weil ich aus dem Fenster springen konnte, andererseits war der Sprung wie eine Einladung zu einer Verhaftung oder ich nutzte den Flur, der mir plötzlich wie der Weg zur Schlachtbank vorkam. Ich nahm den Schlüssel an mich und ging in das Zimmer - auf den ersten Blick sah es sauber aus.

In geduckter Haltung spurtete ich zum Fenster und zog die schweren dunkelbraunen Vorhänge zu, brachte nicht viel bei Infrarotkameras und ich hoffte, dass sie erst bei visueller Bestätigung schießen würden. Bei Jakob, einem verdammt guten Scharfschützen aus Lorenz Team, war ich mir nicht sicher, denn der Mann war eine Herausforderung an meine Fähigkeiten.

Die Möbel, alle samt aus dunklem Holz, waren auf antik getrimmt und machten den Raum kleiner, als er war.

Wenn ich mir das Zimmer vorher angesehen hätte, dann hätte ich es nicht für zwei

Tage bezahlt. Unvermittelt kamen mir Zweifel an meinem Versteck, denn Lorenz wusste, dass ich leer stehende Fabriken oder Gebäude nicht mochte. Zum atypischen Handeln konnte ich mich trotzdem nicht durchringen, weil die Tarnung, ein Gast auf der Durchreise, stand in meinen Augen immer noch höher.

Die Zeitspanne, die sie brauchen würden, um eine Großfahndung auszulösen, konnte ich nutzen, um weiterzuziehen. Ein Satz brachte mich ins Zweifeln. »*Geh nicht zum Friedhof!*«

Das war eine Warnung. Hieß es, dass Lorenz mich vor einer Verhaftung schützen wollte? War er immer noch ein Leibwächter? Und das nach der Sache mit Bundespräsident Patrick Lehmann? War er allein am Bahnhof?

Seltsam, denn ich hatte niemanden von seinem Team gesehen.

Den keimenden Gedanken an eine perfide Falle versuchte ich, in den hintersten Winkel meines Hirns zu verbannen, stattdessen machte ich mich mit dem Zimmer vertraut.

Das Bad hatte kein Fenster, sondern einen Luftabzug. Hieraus zu flüchten - unmöglich, es sei denn, dass ich mit Sprengstoff, den ich natürlich nicht im Strumpfband versteckte, ein Loch in die Wand sprengte. Abgesehen von außerordentlich kurzen Besuchen sollte ich mich im Bad nicht aufhalten. Körperpflege würde ich hier nicht betreiben, das Risiko war mir schlichtweg zu hoch. Ich durchsuchte das Bad nach etwas, das sich als Waffe verwenden ließ. Den Spiegel konnte ich im Notfall zertrümmern, um so eine Scherbe zu erhalten, die ich als Stichwaffe nutzen konnte. Ich riss eins der Handtücher vom Haken und wickelte das Stück Seife ein - *Schlagwaffe für Arme*, dachte ich, aber so konnte ich jemanden auf Distanz halten. Probeweise schlug ich es in meine Hand und das Seifenstück brach. Ich sog die Luft ein und verwarf die Idee. Die Stange, an die der Duschvorhang befestigt war, war so fest mit der Wand verbunden, dass sie mein Gewicht hielt. Das Waschbecken wäre, neben dem Spiegel, eine Alternative, aber auch das würde ich jetzt nicht zerstören - zu viel Krach. Alles andere im Raum nutzte mir nichts.

Ich sah mich im zweiten Zimmer um.

Die Stehlampe war sperrig und unhandlich, das Wasserglas bestand aus Plastik,

genauso wie die dazugehörige Flasche. Einen Aschenbecher gab es nicht. *Blödes Rauchverbot*, fluchte ich in Gedanken.

Das Kabel der Nachttischlampe reichte allenfalls zum Fesseln und war damit keine Angriffswaffe, nicht einmal eine Verteidigung, zumal der Lampenschirm auch aus Stoff bestand. Eher ein Wurfgeschoss - *der letzte Ausweg und ungemein gefährlich*, dachte ich mit schief gezogenen Mundwinkeln. Ich drehte mich um die eigene Achse und mein Blick fiel auf den einzigen Stuhl im Zimmer. Ich huschte hin und prüfte ihn - massives Holz und alle Teile so fest miteinander verbunden, dass ich den Eindruck gewann, dass er aus einem Stück gefertigt worden war. Mit der obligatorischen Bibel, die ich im Nachttisch fand, konnte ich mich auch nicht verteidigen.

»So ein Mist«, fluchte ich murmelnd. »Du legst dich mit der GSG an und hast nichts anderes, als eine Scherbe vom Spiegel oder Waschbecken und dein Köpfchen.«

Über den Ausgang des Gefechts machte ich mir keine Illusionen. Dabei hatte ich doch nur vorgehabt, mich maximal zwölf Stunden in Berlin aufzuhalten. Innerhalb dieser Zeitspanne mich aufzuspüren, hatte ich für unmöglich gehalten - in Wahrheit hatte es keine Minute gedauert bis mich Lorenz erkannte. In mir kochte Verärgerung wie Wasser in einem Dampfdruckkessel.

Um mich abzulenken, nahm ich die Informationskarte an der Tür in Augenschein, wobei mein Blick auf die Klinke fiel, auch das war keine brauchbare Waffe.

Jedenfalls war die Eigentümerin vorbildlich, denn die Informationskarte beinhaltete neben den zwei Fluchtwegen, die ich bereits kannte, einen dritten: einen Notausgang gegenüber dem Lagerraum.

Auf der Kommode fand ich unsortierte Flyer, die einige kulturelle Ereignisse anpriesen und weitere detaillierte Umgebungskarten zeigten. Fünf zusätzliche Fluchtwege standen mir zur Verfügung, wenn und falls, ich lebend aus dem Hotel herauskam. Nicht gerade optimale Fluchtplanung, doch alle Male besser, als gar nichts zu planen. Ich ließ mich auf das Bett fallen und landete auf meinem Mantel - besser gesagt, auf der Manteltasche in der das Handy steckte. Ich holte es heraus. Auf den ersten Blick konnte ich keine äußerlichen Manipulationen erkennen. Es

gab keine Kratzer am Gehäuse und damit deutete auch nichts auf Ortungs- oder Überwachungstechnik. Zur Gefahr wurde es erst, wenn ich es anschalten würde, denn so könnten sie meine Position orten.

Abermals tauchten Fragen auf.

Aus welchem anderen Grund, als einer Verhaftung, sollte mich Lorenz am Bahnhof abgefangen? Woher wusste er, dass ich heute eintreffen würde? Und woher wusste er, wie ich jetzt aussah? Warum die Warnung? Warum sah er so abgerissen aus?

Ich prustete die Luft aus meiner Lunge. Augenscheinlich bekam ich die Antworten nur, wenn ich das Handy zusammenbaute, es einschaltete und anrufen würde. Doch dann wäre ich innerhalb von wenigen Minuten aufzuspüren.

Es war nicht ausgeschlossen, dass sie sich mit Mann und Maus in Bereitschaft hielten. Wenn nicht rund um den Bahnhof, dann an einer anderen Stelle. Nur wo?

War Lorenz derjenige, der mich letztlich nur identifizieren sollte? Eine Treibjagd? Warum die Warnung für den Friedhof, wenn er mich am Bahnhof abging?

Alles in mir weigerte sich, das Handy zu benutzen. Nicht ganz, denn in mir loderte der Funke Neugier auf. Gleichzeitig versuchte ich alle Fragen, zurückzudrängen, denn die waren in meiner Branche die zweithäufigste Todesursache. Fehler waren dagegen die schnellste Methode seine Freiheit und Leben zu verlieren. Und ich war wahrhaftig am Überlegen, ob ich beide Sachen zeitgleich machen sollte und eigenhändig mein Grab schaufelte.

Wie lange würde die GSG für einen Zugriff brauchen? Keine fünfundvierzig Minuten - schätzte ich. Dreißig? Zehn? Oder würden sie bis zum Morgengrauen warten? Wobei es fraglich war, ob das eine Verhaftung werden würde, Exekution schwirrte wesentlich deutlicher im Kopf umher. Ganz unrealistisch war meine Gefahreinschätzung nicht, da Lorenz wusste, dass ich ein Berufskiller war und ich stand im Verdacht, den Bundespräsidenten getötet zu haben - eine gefährliche Mischung aus Gefühlen und Halbwahrheiten.

Lautlos in mich hinein fluchend, überlegte ich ein weiteres Mal, ob ich nicht auf der Stelle verschwinden und für den Rest meines Lebens nach Mexiko auswandern sollte. Dort konnte ich gut untertauchen, nur war es ebenda zurzeit nicht leicht in

meinem Beruf zu überleben und die Bezahlung war alles andere als angemessen. Diese Gedanken waren Ablenkung - schlechte noch dazu, angenehmer waren die anderen auch nicht.

Mit jeder Sekunde, die verging, wuchs meine Neugier, da die Gesamtheit meiner Überlegungen, insbesondere seine Warnung und er als Person, mich zweifeln ließ, dass er auf eine Verhaftung aus war und damit gab es nur eine Möglichkeit: Ich musste den wahren Grund für sein Verhalten herauszufinden.

Kurzentschlossen baute ich das Telefon zusammen und schaltete es an. Verwundert stellte ich fest, dass ich keinen Code brauchte. Der Speicher war leer - lediglich die Systemdaten waren vorhanden. Er würde mich anrufen, damit wuchs meine Anspannung ins Unermessliche und eine halbe Minute später erwachte es mit unterdrückter Nummer zum Leben.

Ich nahm das Gespräch, ohne mich namentlich zu melden, an.

Seine zackige Baritonstimme ertönte. »Ich wusste, dass ich dich neugierig gemacht habe.«

Das Erste, das mir auffiel, war, dass er meinen Namen nicht benutzte und das Zweite, dass er in einem Plauderton redete; ich konnte immer noch auflegen und verschwinden - nein, konnte ich nicht.

»Neugier ist kein Ausdruck dafür«, gab ich mich zu erkennen. »Und wenn du mir nicht auf der Stelle sagst, was das Ganze soll, verschwinde ich.«

Wie ich das im schlimmsten Fall mit der GSG im Nacken anstellen sollte, wusste ich nicht einmal ansatzweise. Auch wenn ich sein Team beim letzten Zusammentreffen vernichtend geschlagen hatte, so war es damals ein Wettstreit des Könnens - in der Realität ging es um die zwei wertvollsten Dinge, die man besitzen konnte: das eigene Leben und die Freiheit.

Meine unterschwellige Drohung, aus Spaß Ernst zu machen und beide Sachen bis zum letzten zu verteidigen, musste im Moment reichen.

Seine Stimme nahm einen flehenden Ton an.

»Bitte. Wir müssen reden! Von Angesicht zu Angesicht. Bitte.«

»Erst jagst du mich über Stock und Stein und nun willst du ein Treffen?«

»Ja. Du sagst wo und wann!«

Das klang nach purer Verzweiflung. Oder einer Falle? Ich war ins Bad getreten, um vor verirrten Kugeln sicher zu sein, und betrachte mein Spiegelbild. Jetzt schloss ich die Augen und wählte den Ort und die Zeit. Beinahe war ich ihm dankbar, dass er mir das gewährte.

»In einer halben Stunde am Adlonhotel. Nur du und ich - niemand sonst.«

Garantiert würde er sich nicht daran halten. Ich drückte die Taste und baute das Handy auseinander, warf es in das Waschbecken und ließ Wasser darüber laufen. Eine Stoppuhr begann in meinem Kopf zu ticken. Bis zum Morgengrauen würde die GSG niemals warten - ich tippte auf fünfzehn Minuten.

Das Handy trocknete ich, so gut es ging, ab und steckte die Teile in die Hosentasche, raffte meine Sachen zusammen und zweieinhalb Minuten nach Ende des Telefonats verließ ich die Pension. Ich wusste, dass ich einen riesigen Fehler beging, wenn ich mich mit ihm traf.

Ausgehend von der Pension, lief ich links durch eine Gasse zur nächsten Querstraße. Das Risiko, das Handy in der Nähe des Hotels, zu entsorgen, musste ich eingehen. Auf der Straße war niemand zu sehen. Ich nahm die Parallelstraße, die ich später als Fluchtroute nutzen wollte, um auszuschließen, dass es dort unentdeckte Angriffsmöglichkeiten gab, und entdeckte ein winziges Ladengeschäft, dessen Auslagen mit Armeeartikeln bestückt - und dann sah ich die Messer, die weiter hinten, halb versteckt, lagen. Nach billigem Kram sahen sie nicht aus - hochwertig aber auch nicht. Ich sah mich nach allen Seiten um. Niemand zu sehen. Rasch schlang ich den Sommermantel um meinen rechten Ellenbogen und rampte ihn in die Schaufensterscheibe. Klirrend zerbrach das Glas. Was ich gerade tat, war alles andere als professionell, doch für die andere Variante, einen Gangster zu überfallen, um ihn, um seine Waffe zu erleichtern, fehlte mir die Zeit und allzu viel Bargeld, um eine zu kaufen, beherbergte meine Tasche auch nicht. Ich atmete auf, als kein Alarm ertönte. Ich brachte die Auslage durcheinander, griff nach den Messern, einigen anderen Sachen und flüchtete.

Ein Weg weniger.

In einem Mülleimer an der übernächsten Ecke ließ ich fast alle Sachen verschwinden. Die mit Plüsch überzogenen Handschellen, die ich mitgegriffen

hatte, stellten eine Verlockung dar, wobei ich sie im zweitschlimmsten Fall zu meiner Verhaftung mitbrachte und dem Gelächter wollte ich mich nicht aussetzen. Ich warf sie in den Altkleidercontainer. Die Auswahl an Messern war bescheiden. Ein fünfzehn Zentimeter langes Messer mit dunklem Holzgriff behielt ich.

Der Weg zum Hotel war geprägt von intensiver Inaugenscheinnahme der Örtlichkeiten. Indizien, die darauf hindeuteten, dass es einen Einsatz der GSG geben würde, sah ich nicht - nicht einmal einen Polizeiwagen.

Am Haupteingang würde Lorenz mich weder erwarten noch sich dort postieren. Er würde einen der dunkleren Seiteneingänge wählen, und zwar den, von wo es die meisten Fluchtmöglichkeiten gab und er würde sie alle blockieren lassen. Er würde, wie ich, jeden Schachzug, jede Stellung, jeden Hinterhalt und jede Eventualität in Betracht ziehen. Ein Spiel auf ganz hohem Niveau. Erneut fluchte ich in mich hinein. Ich ging freiwillig zu meiner Verhaftung und ich hatte auch noch sechs seiner Leute trainiert. Bevor ich erneut fluchte, maßregelte ich mich, denn ich war ja so dumm gewesen, und hatte mich als Trainingspartner für sein Team zur Verfügung gestellt. Das würde sich jetzt rächen. Theoretisch gab es nur einen Platz, der sicher genug war, und der war Kilometer weit weg.

Warum verschwand ich nicht einfach? Ich hatte keine Lust im Gefängnis zu landen oder wie eine Kuriosität im Fernsehen ausgestellt zu werden oder als letzte Konsequenz - zu sterben. In einer Nische, die schräg zu einem der drei Seiteneingänge war und im Schatten lag, platzierte ich mich. So konnte ich einen Teil der Straße und einige Fenster im Blick behalten. Das Gefühl, dass mich jemand, Jakob, beobachtete, stellte sich nicht ein - komisch.

Lorenz tauchte zwei Minuten vor der verabredeten Zeit an der gegenüberliegenden Seiten meiner Nische auf und blieb im Halbdunkel stehen.

Minutenlang beobachtete ich ihn und die Straße auf der Leute vorbeigingen. Niemand führte Selbstgespräche, keiner beobachtete ihn auffällig unauffällig und ich sah keine Absicherung. Allem Anschein nach war er allein und das machte mich stutzig, da ich davon ausging, dass er nach der Sache mit Patrick Lehmann niemals ohne Schutz in meine Nähe kommen würde. Es stank geradezu nach einer Falle.

Lorenz begann in aller Ruhe eine Körperdrehung zu vollführen. Zehn Sekunden vorher hatte er übertrieben langsam und deutlich betont die Ärmel seiner Sommerjacke bis zu den Ellenbogen hochgeschoben. Jemand, der ihn beobachtet hätte und nicht wissend war, hätte ihn für verrückt gehalten, aber ich wusste es besser. Er zeigte, dass er unbewaffnet war. Allerdings ging ich nicht davon aus, da er den Bereich des Hosenbundes ausließ. Bei den Lichtverhältnissen hätte ich es ohnehin nicht erkennen können.

Er war freizeitmäßig gekleidet: dunkle Jeans, Hemd, eine leichte Jacke und dunkle Turnschuhe. Er sah schlanker aus, als in meiner Erinnerung. Der wirre Bart war verschwunden und seine grauen Haare schimmerten blass. Billiger Hotelseifenduft kitzelte in meiner Nase, demnach hatte er geduscht. Zwei weitere Minuten ließ ich verstreichen. Lorenz begann erneut eine Körperdrehung zu vollführen. Das wurde jetzt auffällig.

Er blieb mit dem Rücken zu mir stehen und ich löste mich aus dem Schatten. Er wusste, wo ich war, und bot mir eine verführerische Möglichkeit, ihn zu töten. Bei jedem anderen hätte ich das verlockende Angebot sogar angenommen, nur war Lorenz nicht gerade jeder andere. Vier Schritte hinter ihm drehte ich das Messer, sodass die Klinge zum Vorschein kam und mit einer raschen Bewegung drückte ich sie ihm in Höhe der Niere in den Rücken. Fest genug, damit er es als unmissverständliche Bedrohung verstand, aber ohne, dass es tatsächlichen Schaden anrichtete.

»Ein Wort und fünfzehn Zentimeter Stahl bohren sich in deinen Körper«, zischte ich ihm zu.

Er drehte seinen Kopf zu mir, nickte kurz und presste die Lippen zusammen. Ich zog ihn mit mir. Eine viertel Stunde lang überzeugte ich mich, dass wir nicht verfolgt wurden. Wann und wo ich meine Richtungswechsel vollzog, war nach außen nicht erkennbar. Ein Verfolger kam nicht zum Vorschein, und wenn, dann hätte ich Lorenz getötet und wäre verschwunden. Zwischenzeitlich holte ich das Handy aus seiner Hosentasche. Er hatte es auseinandergesetzt. Ich ließ ihm die Einzelteile.

Bislang war mein Kopf noch nicht von einer Kugel durchschlagen worden. Zwar

achtete ich darauf, dass Lorenz für mich einen Schutz darstellte, aber Jakob zog die Unsichtbarkeit des perfekten Schusswinkels vor und stellte somit eine unglaubliche Gefahr für mich dar. Die Warnung von Lorenz klebte mir dennoch wie ein schlechter Ohrwurm im Gehörgang und sie mochte ausgesagt haben, dass er auf meiner Seite stand, nichtsdestotrotz rechnete ich in jedem Augenblick mit einer Verhaftung.

Meine Drohung mit dem Messer wollte ich ihm gegenüber nicht aufgeben, und da er seine erst ziehen oder bei einem Messer erst hervorkramen musste, war ich in der besseren Position.

10.08.2013 - Berlin - 23.53 Uhr - Fragen über Fragen und kaum Antworten

Ich sah eine kleine Bar und dirigierte ihn dorthin. Sofort beim Eintreten ließ ich meinen Blick schweifen und bemerkte im Augenwinkel ein unauffälliges Nicken des Mannes hinter dem Tresen.

Bis auf den Mann, der mit einer aufgeschlagenen Zeitung am Tisch saß, stellte niemand eine akute Bedrohung dar.

Der Mann war ungefähr Anfang Fünfzig und strahlte eine jugendliche Fitness aus. Ihn sollte ich im Blick behalten, denn er löste meine inneren Alarmglocken aus. Bei unserem Eintreten sah er auf und musterte uns; wahrscheinlich stufte er uns als nicht bedrohlich ein, wenngleich sein Blick Interesse bekundete.

Nach zwei Schritten lenkte ich Lorenz zum letzten Tisch auf der linken Seite. Ein paar Schritte weiter war der Durchgang zur Toilette - ein Fluchtweg. Ich setzte mich mit dem Rücken zur Wand, während Lorenz rechts neben mir Platz nahm - mit dem Messer dicht an seinem Körper.

Sofort kam der Mann, der hinter dem Tresen stand, angelaufen. Ich bestellte zwei Kaffee und ein Glas Wasser.

Ich beugte mich zu Lorenz und mit leiser Stimme forderte ich.

»Bevor wir irgendetwas anderes klären, wirst du mir verraten, woher du wusstest, dass ich heute eintreffe und überhaupt - wie hast du mich erkannt?«

Sein Blick richtete sich nach unten und zur Seite. Daraufhin zog ich das Messer zurück.

»Um ehrlich zu sein, Cynthia, ich wusste es nicht ganz genau, dachte mir aber, dass du zu seinem Todestag kommst, nicht direkt an dem Tag, sondern eine Woche davor oder danach.« Er zuckte leicht mit den Achseln. »Im Übrigen sieht dein Gesicht nach hervorragender Arbeit aus, aber es waren deine Augen, die dich verraten haben. Sie und Bahnhof Zoo, denn der ist eine gute Möglichkeit, um in der Masse unterzutauchen, sehr zentral gelegen.«

»So berechenbar?«, fragte ich, ohne darauf Antwort haben zu wollen.

»Zumindest, wenn man dich so gut kennt wie ich. Das mit Ronny tut mir aufrichtig leid.«

Der Satz versetzte mir einen heftigen Stich ins Herz, denn ich brauchte keine Gefühlsduselei, die die Bilder in meinem Kopf entstehen ließ und damit die Erinnerung heraufbeschwor, wie ich den Abzug durchzog und ihm das Leben nahm. Dass er sich um die Beerdigung gekümmert hatte, war aus meinen Gedanken verschwunden, denn dies war mir aufgrund meiner Flucht nicht möglich gewesen. Ich hatte ihn sogar zurückgelassen.

»Ich habe den Autopsiebericht gelesen«, fuhr Lorenz mit leiser Stimme fort.

Eine weitere Welle überrollte mich und wäre nicht der Kellner mit meinem Glas Wasser herantreten, dann wäre ich aufgestanden und gegangen.

»Dann weißt du ja, wie sehr er gelitten hat«, quetschte ich hervor.

»Ja.«

Er sah mir in die Augen und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, senkte seine Stimme zu einem Wispern.

»Du warst es, die ihn erlöst hat, nicht wahr?«

Ich presste die Lippen zusammen. Ob er darin eine Antwort las oder nicht, war mir egal.

Der Kellner brachte den Kaffee, während ich zum Mann mit der Zeitung schielte. Er sah auf seine Uhr und überblätterte zwei Seiten.

Lorenz befeuchtete seine Lippen.

»Bahnhof Zoo war meine einzige Möglichkeit, dich zu finden. Es ist ja nicht so, dass wenn man Berufskiller sucht, im Telefonbuch nachschlagen kann, besonders dann nicht, wenn ihr einen Rückzugsbefehl ausgegeben habt. Ist meine Nachricht

angekommen?«

»Ja, und der Inhalt ist der Grund, warum du noch lebst.«

Das war zu banal, um sein Handeln, seine Warnung und das Treffen, zu erklären.

»Lorenz, warum sitzen wir hier?«

»Ich wollte dich wiedersehen«, witzelte er mit verkniffenem Gesichtsausdruck.

»Ronny sollte in der Schweiz einen anderen Namen benutzen - Sandori.«

Weil er mich mit deinem Themenwechsel und dem Namen überraschte, schnappte ich kurz nach Luft.

»Konstantin Sandori. Bist du mit ihm verwandt?«

So eine Frage stellte er nicht, wenn er nicht schon die Antwort kannte - also, was brachte es, ihn anzulügen?

»Er war so etwas wie mein zweiter Vater.«

Mir lag die offensichtlichste Frage auf der Zunge, doch ich verkniff sie mir. Er nickte und schaufelte sich fünf Löffel Zucker in den Kaffee.

»Die zwei Geburtsurkunden, Cynthia ...«

»Du redest um den heißen Brei, Lorenz«, unterbrach ich ihn, weil er mir damit, die Antwort auf eine meiner Fragen gab. »Außerdem hätte man eine davon gar nicht finden dürfen.«

Sein Blick richtete sich auf meine Augen.

»Du fragst dich sicher, warum das vorhin so gelaufen ist.«

Eine ähnliche Formulierung hatte er schon einmal benutzt, ich nickte.

»Nun, man hat mich gefeuert.«

Mein Kopf ruckte zurück.

»Du bist gar nicht mehr bei ...? Geht das überhaupt?«

Unmerklich hoben und senkten sich seine Schultern und er sah zum Kaffee hinunter, rührte bis ein Strudel entstand, zog ruckartig den Löffel heraus, legte ihn ab und trank einen riesigen Schluck. Ich glaubte, an seiner Reaktion zu erkennen, dass er geradezu mit Heißhunger den Kaffee genoss. Ein anderer Gedanke ersetzte ihn. Er musste sich seit Tagen, wenn nicht seit Wochen, von dem Zeug ernähren und das war definitiv nicht das Gesundeste.

Insgesamt wirkte er sowieso nicht wie der Mann, den ich vor zwölf Monaten das

letzte Mal gesehen hatte, denn seine Wangenknochen traten deutlich hervor und dadurch lagen seine Augen tiefer und waren voller Schatten. Unruhe und Schlaflosigkeit spiegelte sich in ihnen wider. An die zehn oder zwölf Kilogramm Gewicht hatte er auch verloren.

Nur sollte ein Rausschmiss bei seinen Erfahrungen und Qualifikationen nicht das Problem sein. Jede Sicherheitsfirma hätte ihn mit Kusshand genommen. Sein jetziges Gebaren widersprach der Vorstellung, dass er eine lukrative Anstellung besaß und ich hatte keinen blassen Schimmer, was ihm widerfahren war. Sein Blick, der meinem ähnlich war, huschte durch das Lokal, aber er wirkte nervöser und gehetzter.

»Lass das Umherblicken! Du machst das zu auffällig. Und jetzt raus mit der Sprache! Warum dieses Treffen?«

Er sah mich überlegend an, während sich sein Unterkiefer unablässig bewegte - ein Zeichen von extremer Nervosität bei ihm. Unvermittelt presste er die Lippen aufeinander, schien sich bewusst zu werden, dass ich ihn musterte.

»Kurzum! Du hast mich meinem Job gekostet, Joseph, Tatjana und einigen anderen das Leben.«

Ich verstand rein gar nichts und sog die Luft ein.

Er fuhr sich durch seine Haare, die eine stattliche Länge besaßen, und ließ sich im Stuhl zurückfallen, prustete die Luft aus, als hätte er mit einer völlig anderen Reaktion von mir gerechnet.

»Tatjana ist tot?«, fragte ich irritiert. »Warum erwähnst du deine Exfrau so, als wenn ich sie umgebracht hätte? Und was habe ich denn mit Joseph zu schaffen?«

Ehe er antwortete, rollte er die Lippen ein.

»Sie sind deinetwegen gestorben.«

»Ich habe weder mit ihrem Tod noch mit Josephs Ableben zu tun. Außerdem ...«, ich holte tief Luft. »Außerdem, nach dem Vorfall im Bunker, hätten sie ihn problemlos feuern können; töten ist bei euch ein wenig übertrieben.«

»Bitte lass die Witze, Cynthia.«

»Das war nicht als Witz gemeint, Lorenz. Deine Vorwürfe sind aus der Luft gegriffen und für Blindschüsse ist mir meine Zeit zu schade. Wir haben nichts mehr

zu besprechen!«

Er schüttelte hastig den Kopf und wischte meine Bemerkung durch eine kleine Geste zur Seite, legte mir sogar die Hand auf den Arm. Ein Unausgesprochenes
»Bitte bleib!«

Abermals sog er den Atem tief ein und hielt meinem Blick stand. Damit signalisierte er mir, dass er die Karten auf den Tisch legen wollte und das konnte mir nur recht sein.

»Das wird eine längere Geschichte«, meinte er leise.

»Ich höre!«, sagte ich nachdrücklicher, als es für die Situation angemessen war.

»Du weißt, dass Joseph, bevor er die Leitung der Sicherungsgruppe übernahm, bei den Zielfahndern war?«

Ich nickte und ahnte, worauf er hinaus wollte.

»Kurz nach der ganzen Sache hat man ihn wieder zur Zielfahndung versetzt. Er sollte dich suchen und finden.«

»Ich habe mich schon immer gefragt, wie man ihm die Leibwächter unterstellen konnte. Bei der Zielfahndung ist er besser aufgehoben gewesen.«

Lorenz reagierte nicht auf meinen Einwand.

»Später übernahm er den Posten wieder. Doch zuvor habe ich ihm die Wahrheit über dich gesagt und trotzdem hat er mir geholfen.«

»Er hat dir geholfen?«, wiederholte ich ungläubig. »Du hast ihm die Wahrheit erzählt - einem Zielfahnder des BKA? Hast du neben deiner Anstellung auch deinen Verstand verloren?«

»Nein, habe ich nicht. Bitte verstehe mich richtig, er hat seine Hilfe und sein Schweigen mit dem Leben bezahlt.«

Abermals presste er die Lippen zusammen - auffällig oft.

Dass ich Joseph nicht umgebracht hatte, lag mir erneut auf der Zunge, statt eines Kommentars ging mein Blick zu dem Mann mit der Zeitung. Er war bei der Seite mit dem Kreuzworträtsel angekommen und begann es zu lösen.

Lorenz sprach weiter.

»Die Geburtsurkunde, war nicht das Einzige, das wir gefunden haben. Am Nachmittag meines Geburtstages, dem 23. November, so gegen zwei, wollte er sich

mit mir in München treffen, weil er etwas herausgefunden hatte. Er konnte es mir nicht mehr erzählen, da er bei einem mysteriösen Autounfall gestorben ist.«

»Wie mysteriös?«

»Etwa drei Kilogramm C4 sind in seiner unmittelbaren Nähe explodiert.«

»C4?«, fragte ich hastig nach und richtete meine gesamte Aufmerksamkeit auf ihn.

Er nickte und fuhr fort.

»Offizielle Erklärung, der Presse nach, war, dass sich ein Gasleck unter seinem Wagen befand und den Kofferraum füllte, das, nachdem er den Wagen startete, explodierte. Kannst du dir das vorstellen? Jeder normale Mensch riecht Gas, weil es mit einem Geruchsstoff versetzt ist.«

Ich starrte ihn an. Mit festem Blick auf mich fuhr er fort.

»Meinst du, dass Joseph, wenn er Gas gerochen hätte, sich ins Auto gesetzt und es gestartet hätte?«

Mir kam das Wort - nein - nicht über die Lippen.

»Welche Quelle?«, fragte ich stattdessen.

»Dass es C4 war?« Er wartete mein Nicken nicht ab. »Einer der Labortechniker vom BKA - Sven Dreher. Zwei Tage später fand man ihn mit einer Überdosis in einer Bahnhofstoilette am Alexanderplatz. Die Nadel steckte noch. Der Mann war dreiundfünfzig, ein ehemaliges Mitglied eines Bombenräumkommandos und mit Sicherheit clean. Du kannst dich bestimmt noch an ihn erinnern, denn ich habe ihn ja auf deine Anweisung hin zum BKA geschickt.«

»Du ziehst den Sensenmann aber ganz schön an, Lorenz.«

Er schüttelte den Kopf und eine bedrückende Stille trat ein. Ich ließ meinen Blick erneut zum Mann mit der Zeitung gleiten. Dieser sah auf seine Armbanduhr und widmete sich weiter dem Rätsel - genügend Zeit, um sich seinem geistigen Training hinzugeben. Ich ging meine Liste mit Berufen durch, wo Nachtschichten an der Tagesordnung waren.

»Cynthia, man hat Joseph ermordet.«

»Das habe ich schon mit C4 verstanden«, gab ich zurück, ohne den Blick vom Mann mit der Zeitung zu lösen.

»Wenn der Bus, in dem ich saß, keine Verspätung gehabt hätte, hätte man mich im

Umkreis von fünf Metern vom Boden kratzen können.«

Der Satz wirkte wie ein Paukenschlag und mein Blick schwenkte augenblicklich zurück.

»Mit Josephs Tod wurde mir klar, dass man mich Schrägstrich uns eiskalt abservieren wollte, oder besser mit einem Knall. Bereits vorher wusste ich schon nicht mehr, wem ich trauen konnte, doch damit ...«

Mit ungläubiger und leiser Stimme unterbrach ich ihn.

»Du traust einem Berufskiller mehr als deinen eigenen Leuten? Warum bist du nicht zu einem Anwalt, einer anderen Abteilung des BKA, zum Verfassungsschutz oder zu Monning oder Banach gegangen?«

Er zog übertrieben seine Augenbrauen in die Höhe.

»Hast du ernsthaft geglaubt, dass ich nicht weiß, mit wem du sonst noch so Kontakt hältst?«

Er fuhr sich mit der Hand über die Lippen, denn ich sprach zwar von mir, aber es war klar, dass mehr als nur mich selbst meinte.

»Hast du das Theater nicht mitbekommen?«

Auch sein Unterton klang nach der Mehrzahl.

Ich schüttelte den Kopf. Die Landschaft rundum die Hütte in Panama war schön und zugleich einsam. Doch diese Einsamkeit hatte ihren Preis, denn es gab weder fließendes Wasser und auch keinen Strom und somit auch keinen Fernseher. Und da ich mich weder bei Steve noch bei Tim erkundigt hatte, musste ich mir jetzt eingestehen, dass ich ziemlich blauäugig aufgebrochen war.

Leise berichtete er weiter.

»Nach eurem Verschwinden war hier die Hölle los. Da mussten Köpfe rollen, meiner war zuerst dran. Als ich mein Entlassungsgesuch unterschreiben musste, hat man mir unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass ich wegen Beihilfe zum Mord an dem Bundespräsidenten und Landesverrat angeklagt werden würde.«

In seinen Augen setzte sich ein seltsamer Glanz fest und ich brauchte eine geschlagene Sekunde, um zu begreifen, dass er den Tränen nahe war.

*Beihilfe zum Mord? Landesverrat? Warum, zum Henker, hatte er mich gesucht?
Und das mit der Hilfe von Joseph Krieger!*

Ein Mann, der nicht älter als siebenundzwanzig war, betrat das Lokal und erregte sofort meine Aufmerksamkeit. In dem braunen Anzug sah er wie einer dieser penetranten Versicherungsvertreter aus, doch zwei winzige Detail empfand ich unpassend - seine streichholzkopfkurzen Haare - militärisch kurz, und seinen konzentriert verkniffenen Gesichtsausdruck. Sein Blick schweifte achtsam im Lokal umher und verweilte länger bei uns als bei den anderen.

Der Altersunterschied zwischen Lorenz und mir war gravierend und ich beugte mich dicht zu ihm. Ein derartiges Paar musste Interesse erregen, doch so eine, dass der Mann sich an den Tisch setzte, die Blondine, die nach seinen Wünschen fragte, wegscheuchte und sich mit gelangweiltem Blick dem Stammtisch, an dem Leute Skat spielten, widmete? Um uns zu beobachten, brauchte es nur eine winzige Augenbewegung.

Lorenz fuhr mit der Beantwortung meiner Frage in einem resignierten Tonfall fort. »Anscheinend, denn wenn ihr mich töten wolltet, dann hättet ihr es schon längst getan oder war das nicht dein Alternativplan im Amtssitz.«

Mein Nicken war ganz leicht, doch ich wusste, dass er es sah.

»Cynthia, ich brauche deine Hilfe. Ich will wissen, wer Joseph umgebracht hat und ein Teil der Lösung bist du.«

»Du brauchst auch Hilfe, um überhaupt so lange zu leben«, erwiderte ich und sah zu ihm zurück.

Sein Blick klebte an meinem und dann schien sich bei ihm eine Erkenntnis durchzusetzen, denn er starrte mich mit immer größer werdenden Augen an.

»Warst du schon einmal in diesem Lokal?«

Etwas huschte über sein Gesicht und ich fragte mich, ob es Angst war. Er nickte und haspelte flüsternd. »Haben sie uns gefunden?«

Wen auch immer er mit *sie* meinte, war hier. Rasch wanderte mein Blick durch den Raum. Der neue Gast des Lokals hatte immer noch nichts vor sich zu stehen. Kein Bier, kein Wein oder Wasser, nicht einmal Kaffee, der bei mir im Notfall als Ablenkung dienen würde, jedenfalls so lange er noch heiß war. Dennoch, jemand, der in ein derartiges Lokal ging und nichts trank, stank geradezu nach einem Verfolger. Die Vertretung der Bedienung war keine zwei Minuten nach unserem

Eintreten auf uns zugestürmt, und dass er die Karte bestellte, hatte ich nicht mitbekommen. Da die Blondine am Stammtisch stand und sich rege mit einem der Skatspieler unterhielt, konnte sie nicht auf der Suche sein und ich bezweifelte, dass sie die überschaubare Menüfolge nicht herunterbeten konnte.

»Sieht ganz danach aus«, erwiderte ich als kurze Zusammenfassung meiner Gedanken.

»Ich habe dich nicht verraten!«

Lorenz zeigte Anzeichen von Verzweiflung und Anspannung, denn krampfhaft versuchte er das Zittern, das seinen Körper erfasste, zu unterdrücken. Hatte er Todesangst?

»Ich weiß«, beruhigte ich ihn.

Irgendjemand hatte Joseph Krieger umgebracht, nicht, dass ich ihm eine Träne nachweinte, und Lorenz war ebenfalls eine Zielscheibe. Der Misthaufen wurde immer größer und schon jetzt steckte ich bis zum Hals mittendrin. Jeder, der sich in der Nähe von Lorenz aufhielt, war in Gefahr - in Lebensgefahr. Zum Glück für ihn, wusste ich, was zu tun war und ich hegte keine Skrupel, mein Leben bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Einige Sekunden zuvor hatte der junge Mann auf seinem Handy herumgetippt. Normalerweise kein Grund zur Besorgnis, da er auf einen anderen Gast warten könnte und gerade seine Ankunft mitteilte. Blitzartig sah er uns an, um genauso schnell wieder wegzusehen, und damit gab es nur einen Grund, warum er die Mitteilung verschickte. Er gab die Anwesenheit von Lorenz weiter.

Ohne jeden Zweifel war der Mann ein Verfolger, ob lediglich als Melder oder Angreifer, war mir schlichtweg egal. Doch das er so schnell auftauchte, konnte nur bedeuten, dass die Orte, an denen Lorenz schon einmal gewesen war, überwacht wurden. Mir fiel das Nicken des Kellners ein. Ich schimpfte lautlos. Von allen Bars im Umkreis eines Kilometers des Hotels musste ich mir ausgerechnet jenes aussuchen, in dem Lorenz schon einmal gewesen war. Ich hätte ihn fragen sollen. Vermutlich hätte er es mir gesagt, wenn ich ihn nicht zum Schweigen verdonnert hätte oder von anderen Tatsachen ausgegangen wäre. Außerdem hätte ich schon bei der Begrüßung reagieren müssen, denn dieser Kellner besaß ein gutes

Erinnerungsvermögen. Schleunigst musste ich solche Nachlässigkeiten abstellen.

Ähnlich wie in meinem Beruf war für Kellner ein ausgeprägtes Gedächtnis für Gesichter hilfreich, denn so heimsten sie mehr Trinkgeld ein. Diese Fähigkeit wurde in meiner Branche als Fluch angesehen und war mit ein Grund, warum viele Lokalitäten nur ein einziges Mal besucht wurden.

»Bedienung?«, sagte ich in gemessener Lautstärke, doch laut genug, damit der Mann es hinter dem Tresen hörte, aber von dem allgemeinen Gemurmel verschluckt wurde.

»Du hältst dich genau an meine Anweisungen«, wisperte ich Lorenz zu und ließ unausgesprochen: *Wenn nicht, sind wir beide tot*, ließ es jedoch anklingen.

Der Barkeeper kam angerannt.

»Der Mann dort hinten«, ich deutete mit einem Blick auf den jungen Mann, »stiert Ihrer Kollegin dermaßen in den Ausschnitt und auf den ...«

Mehr brauchte ich nicht zusagen, damit ihm am Hals einige Blutgefäße anschwellen. Er nickte kurz und seine Arme winkelten sich leicht vom Körper ab. Er würde den Verfolger aufhalten, wenige Augenblicke zwar nur, doch ich hoffte, dass es ausreichend Zeit war, um von hier zu verschwinden.

Ich steckte das Messer weg, kramte einen Geldschein hervor und klemmte ihn unter die Tasse. Der jetzt wie ein Kleiderschrank wirkende Barkeeper verdeckte uns und ich stieß Lorenz an. Rasch huschten wir zur Toilette und über den Notausgang nach draußen.

11.08.2013 - Berlin - 00.20 Uhr - Leichen pflastern seinen Weg

Die Tür des Notausgangs hatte ich noch nicht einmal ganz geöffnet, da ging der Mann, der anscheinend den Hinterausgang bewachte, in Angriffsstellung. Es war nicht die Zeit für Fragestunden, denn unser Leben stand auf dem Spiel. Mit einem raschen, brutalen Tritt in seine Kronjuwelen zwang ihn in die richtige Position und während sein Oberkörper nach vorn schnellte, umfasste ich seinen Kopf und brach ihm, aus meiner Drehbewegung heraus, das Genick. Achtlos ließ ich ihn fallen, der Saum seines Sakkos rutschte hoch und gab den Blick auf eine Waffe frei - ein deutliches Indiz dafür, dass diejenigen unseren Tod bevorzugten und damit meine

Gedanken bestätigten.

Lorenz war einen Schritt hinter mir geblieben und keuchte auf, ob vom Anblick der Waffe oder durch das Knirschen, das das Brechen des Halswirbels erzeugte, war im Moment zweitrangig. Er wollte sich zu dem Mann hinunter beugen, doch ich packte ihn am Ärmel seiner Jacke und zog ihn mit mir. Wir rannten über die Straße, gleich in die nächste Abzweigung links und dann rechts. Kurz bevor wir die andere Straße erreichten, befahl ich.

»Langsam gehen! Nicht umdrehen und ruhig atmen, so als würden wir von irgendwo herkommen und nach irgendwo hingehen.«

»Wir müssen hier weg!«

»Das weiß ich.«

Auf der Straße kam uns ein Pärchen entgegen, zwei Personen liefen auf der anderen Seite. Absolut keine ausreichende Deckung.

»Wenn wir jetzt wie gehetzte Tiere rennen, wird sich jeder nach uns umdrehen - gerade bei so wenigen Menschen. Wir haben ein paar Augenblicke und ich habe nicht vor, lange auf der Straße zu bleiben.«

Er verlangsamte seine Schritte und senkte seine Atemfrequenz.

»Einen Schritt hinter mir«, befahl ich.

Lorenz verkleinerte seine Schrittlänge und wir bogen in die nächste Gasse ab. Zwei Menschen konnten ohne Schwierigkeiten nebeneinander gehen, bei Gegenverkehr musste einer ausweichen, für den Notfall wollte ich Lorenz bereits in Position haben. Ich ließ ihm eine kleine Lücke. Entweder konnte er zu mir aufschließen, uns nach hinten abzusichern oder, nicht ganz uneigennützig, zu einem Kugelfänger zu werden. Als wir das letzte Drittel der Gasse erreichten, traten zwei Männer um die Ecke und machten keine Anstalten entweder den Weg entlang zugehen oder uns vorbeizulassen. Damit war klar, was sie waren - Angreifer.

Plötzlich ertönte ein gedämpfter Schuss, gleich darauf ein zweiter und einer der Männer vor uns brach zusammen. Ich brauchte mich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass Lorenz geschossen hatte. Der bisher Unverletzte hantierte mit der rechten Hand an der linken Seite - ich hechtete vor, denn es war mir klar, dass er nach einer Waffe greifen wollte. Im nächsten Moment rammte ich ihm das Messer

im Aufwärtswinkel und mit nach oben gerichteter Klinge in den Bauch. Sein Oberkörper klappte nach vorn und er ließ seine Waffe los. Sie polterte zu Boden und ich kickte sie außer Reichweite.

»Wie viele seit ihr?«, fragte ich.

Langsam, wie unter Schock, richtete sich sein Kopf und damit sein Blick auf seinen wimmernden Kollegen.

Ich spürte das Herantreten von Lorenz mehr, als dass ich es tatsächlich sah und im Augenwinkel registrierte ich, wie sich sein Arm streckte und bevor ich etwas sagen konnte, drückte er ab, jagte dem Mann eine Kugel in den Kopf.

Mit dieser Reaktion hatte ich nicht gerechnet, da ich davon ausging, dass ich ihn gebetsmühlenartig dazu überreden musste. Zwar wäre der Mann sowieso gestorben, da er zwei Mal in die Brust getroffen worden war, doch Lorenz hatte ohne meine Aufforderung geschossen, und löste damit ein mulmiges Gefühl in meiner Magengrube aus.

Der Mann mit dem Messer in der Lunge, begann zu würgen. Damit ich mir nicht meine einzigen Sachen ruinierte, trat ich einen halben Schritt zur Seite. Die Bewegung kam ihm nicht zugute, denn dabei bewegte ich die scharfe Seite der Klinge. Er hustete und spuckte Blut, das einen sauren Gestank verbreitete. Ich hatte wohl auch den Magen erwischt und das verringerte meine Zeit für das Frage-Antwort-Spiel.

»Wie viele?«, fragte ich erneut. Dieses Mal um einige Nuancen dunkler und nachdrücklicher.

Stammelnd antwortete er. »Fünf.«

Es waren schon zwei weniger, gleich drei.

Er griff um mein Handgelenk und ich spürte, wie er das Messer ziehen wollte.

»Keine gute Idee«, sagte ich kopfschüttelnd; endlich richtete er den Blick auf mich. »Wenn du es versuchst, hast du noch ziemlich genau vier Minuten zu leben und dabei vergisst du, dass ich es nicht zulassen würde, was deine Zeit noch einmal drastisch einkürzt. Außerdem müsstest du wissen, dass man das Messer eher stecken lassen sollte. Also, lass es! Wo ist der Rest?«

Der Mann schluckte mehrmals und übergab sich dann erneut. Nebenbei

durchsuchte Lorenz den Toten.

»Einer in der Bar, einer am Ausgang, wir zwei und einer ist im Wagen.«

»Was für ein Wagen?«

Er begann zu röcheln, wobei es mehr und mehr zu einem Blubbern wurde. Seine Lunge füllte sich mit Blut. Der Mann war tödlich verletzt, ob ich da nun das Messer weiter bewegte oder nicht, es machte keinen Unterschied. Ich drückte die Klinge tiefer hinein.

»Ein silberner Audi.«

»Kennzeichen?«

Er schwieg.

»Falscher Fehler!«, spuckte ich und bewegte das Messer in einer Schnittbewegung nach oben, er jaulte auf. »Kennzeichen!«

Er stotterte eine Buchstaben- und Zahlenfolge. Ich zog mein Messer und er brach zusammen. Versetzt hockte ich mich in Höhe seines Halses hin und mit einer fließenden Schnittbewegung durchtrennte ich die Schlagader. Ich wartete einige Sekunden, bis das Leben aus dem Mann geflossen war, dann richtete mich auf und trat einen Schritt auf Lorenz zu. Er hielt, neben einer schallgedämpften Waffe, die wohl seine eigene war, die des Toten und ein braunes Lederetui in der Hand. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er hinunter. Ganz langsam richtete sich sein Blick auf mich und er begann mit zittriger Stimme zu stammeln.

»Der ... ist ... der ... ist ... vom ... BND!«

»Was? Zeig her!«

Ich riss ihm das Etui aus der Hand und starrte auf den Ausweis. Mit der Fingerspitze fuhr ich über das Geschriebene. Die Prägung konnte ich durch das Plastik spüren und auch die Farben sahen, trotz schlechter Lichtverhältnisse, echt aus.

»Ach du Scheiße«, brachte ich heraus und sah zu ihm hinüber.

Lorenz wirkte, als sei er in einer Schockstarre gefallen.

»Wir suchen den Wagen!«, konzipierte ich den weiteren Plan.

»Nein, Cynthia«, sagte er mit Fassungslosigkeit in der Stimme. »Wir haben gerade drei Leute des BND ohne jeden Grund getötet und du willst gleich noch einen.«

Verärgert fuhr ich ihn an. »Du einen, ich zwei. Lass dieses Zählen, Lorenz. Und was heißt ohne jeden Grund! Er hätte, im umgekehrten Fall, dein Leben beendet.«

Ich deutete auf die Waffe und einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich ihn auf den Kopfschuss ansprechen sollte, stattdessen fragte ich.

»Sind das etwa Monnings Leute?«

»Keine Ahnung. Monning ist für's Ausland zuständig«, empörte sich Lorenz.

Bis ich es vor Schmerz nicht mehr aushielt, biss ich mir auf die Zunge, denn meiner Meinung nach, sah das nach einem operativen Einsatz aus, und zwar einem auf deutschem Boden. Als ich mich unter Kontrolle hatte, stellte die Frage aller Fragen.

»Lorenz, in welchem Mist steckst du eigentlich?«

ENDE DER LESEPROBE

Veröffentlichung erfolgt im Herbst 2017